

Nr. 154. Bromberg, den 18. September 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(6. Fortsetzung.)

Aber abgesehen davon ist es ein hübsches Bild.

Diese vielen Hunderte verschiedener, meist recht geschmackvoller, oft sehr kostbarer Kostüme, die sozusagen eine stufenweise Schilderung der Kulturentwicklung der ganzen Welt geben . . . diese zahlreich vertretenen schönen Frauen . . . diese eleganten Männergestalten, denen man es oft auf den ersten Blick ansieht, daß sie sonst gewohnt sind, Uniform zu tragen . . . diese bunt durcheinander sprühenden Farben, dies Funkeln von Gold und Silber, dieses Farbenspielen echter Steine, dieser getönte Alabasterschimmer schöner Frauenschultern, diese heißen flirrenden Augen, diese von Festfreude und Erregung rosig überhauchten Wangen . . . Und über dem brandenden, brausenden, kochenden Menschengewühl, das die in den Wänden eingelassenen Spiegel zehnfach zurückwerfen, von der Decke des ganz in Weiß gehaltenen Riesensaales blendende Lichtfluten . . . und Lachen und Flüstern und Stimmengewirr, das Klappern hochhackiger Schühchen, das Aufrauschen seidener Stoffe, das unablässige leise Knistern des Parketts, der Duft schwerer Parfüms . . . und dazu von dem hinter Blattpflanzen verborgenen Orchester das träumende Sehnsuchtslied der alten, ewig jungen Liebe.

Es ist eine berauschende, es ist eine jauchzende Sinfonie des Lebens, es ist der Rausch von Jugend und Schönheit und Glück und tausend Seligkeiten, es ist der breite, aus den Tiefen quellende Strom aller Sehnsüchte, auf denen sie treiben, die hierher gekommen sind, um einmal für wenig leuchtende Stunden alles, alles andere, was dem grauen Alltag gehörte, zu vergessen und hinter sich zu werfen.

Übrigens ist der Jost von Ryssow verschwunden, hat sich irgendwohin verkrümelt; Hans Torunn glaubt ihn zu sehen, wie er sich zum Weinbüfett heranschlängelt. Ihm ist es recht so. Er will sowieso nur eine, höchstens zwei Stunden hier bleiben, sich diesen ganzen schillernden Farbenzauber ein wenig betrachten, zusehen, was an Bekannten da ist . . . und dann Schluß; dann genügt es vollständig, dann hat er wenigstens seine Zusage erfüllt, die er Jutta Herff vorgestern gegeben.

Wo steckt sie denn eigentlich? Na, er wird sie schon noch finden, das eilt ja nicht so.

Und während Torunn sich Schritt um Schritt vorwärts schiebt und natürlich bald diesem, bald jenem Bekannten begegnet . . . denkt er daran, wieviel Leute es hier in Berlin gibt, die in ihm Jutta Herffs Günstling sehen und wohl schon insgeheim auf die Verlobungsanzeige lauern. Gott — vorläufig denkt er eigentlich nicht daran, sich schon zu binden; dazu fühlt er sich mit seinen achtundzwanzig Jahren noch zu jung. Erst mal die Studien beenden und als äußeren Abschluß den Doktortitel holen — dann vielleicht. Jedenfalls weiß er keine andere, die sonst ernstlich in Frage käme. Allerdings — es wird nie eine Liebesheirat sein. Aber muß es denn immer die große, gewaltige, aufwühlende Leidenschaft sein, von der alle Frauen träumen und alle Romane erzählen? Gibt es so etwas überhaupt? Oft schon hat er in seinem ungerührten Skeptizismus daran gezweifelt. Und was er nicht kennt, entbehrt er auch nicht. Jutta Herff ist von Gesinnung ein anständiger Kerl, besitzt keine Eltern mehr, weiß ihm gegenüber nichts von den literarhistorischen Launen der reichen Millionenerbin; trotzdem der Vater, mit dessen Tode das seit zweihundert Jahren in den Händen der Familie befindliche große Bankhaus Unter den Linden in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden ist, ihr das immense Vermögen hinterlassen hat. Sie könnte die blendendsten Partien machen, sie könnte schon längst die fünfzackige Krone im Wappen führen, doch ist sie wohl nicht oberflächlich genug veranlagt, sich von Äußerlichkeit beeinflussen zu lassen. Sie lebt mit ihrer Hausdame, einer verwitweten Frau Oberstleutnant, ziemlich zurückgezogen in ihrer Villa in der Rauchstraße; sammelt einen kleinen, sorgfältig gewählten Freundeskreis um sich und geht in charitativen und schöngeistigen Interessen auf.

„Frau Rahel Varnhagen von Ense" — hat sie mal ein literarisch angehauchter Legationssekretär genannt. Und wenn neben dem Körnchen Wahrheit auch ein Teil Übertreibung darin steckt . . dieser Name bleibt ihr; macht ihr insgeheim vielleicht ein wenig Freude. Denn jedesmal, wenn er fällt, geht über ihr unscheinbares Gesicht, in dem einzig die Augen groß und bedeutend sind, eine leise Röte, die sie ganz merkwürdig verjüngt.

Hans Torunn hat sie jetzt entdeckt. Sie sitzt in einem der Nebenräume, wo gespeist wird, mit noch mehreren Herrschaften an einem Tische, hebt gerade in diesem Augenblick, als geschehe es unter einem inneren Zwang, den Kopf, läßt die Augen umherschweifen und sieht ihn. Da kann er natürlich nicht anders, als sie begrüßen; trotzdem er es noch ein wenig hinausgeschoben hätte. Sie sieht unvorteilhaft aus, sie trägt ein glattanliegendes dunkles Kostüm aus der Zeit Maria Stuart; zweifelsohne bis in die geringsten Kleinigkeiten echt und sehr teuer; wohl auch geeignet für große, schlanke Gestalten. Immerhin sagt er ihr über ihren Anzug die üblichen höflichen Schmeicheleien, worüber ihr ein Blutstrom der Freude in die Schläfen schießt; läßt sich den übrigen Herrschaften, die er teilweise nicht kennt, vorstellen; dann rückt man zusammen; ein Gedeck wird eingeschoben; und er nimmt Platz.

An Jutta Herffs Seite natürlich. Sie hat das ganz unauffällig so ermöglicht. Sie belegte ihn auch sofort mit Beschlag, als sei er schon ihr offizieller Verlobter. Sie ist so entzückt über sein Parforcereiter - Kostüm; sie bekommt fiebrige Augen und nervöse Hände; sie rührt kaum die Teller an; aber sie trinkt ein wenig hastiger, als es sonst ihre Art ist; und man könnte meinen: die ganze Welt sei um sie versunken. Sie versucht auch gar nicht, sich zusammenzunehmen; und rings am Tisch ist man bestrebt und taktvoll genug, es nicht zu merken — wie jetzt nur noch Hans Torunn für sie vorhanden ist; wie ihre Augen selbstvergessen an seinem Gesicht hängen; wie sie ihm plötzlich tausend Dinge zu erzählen hat und fast keine Sekunde schweigt. Und mancher denkt sich, daß dieser Torunn, dieser Glückspilz, doch nur die Hand auszustrecken braucht, daß er ein Dummkopf ist, auf etwas zu warten, was ihm ja eigentlich schon längst gehört.

Er weiß es selbst und fragt sich auch an diesem Abend, ob es nicht wirklich klüger und vernünftiger wäre, mit kurzem Entschluß vollendete Tatsachen zu schaffen, als sich selbst und Jutta Herff noch länger zum spitzzüngigen Gesprächsstoff zu machen. Ein paarmal hatte er schon das entscheidende Wort auf der Zunge; doch immer wieder schließt er die Lippen und schweigt. Irgend etwas in ihm wehrt sich — ein ganz unklares, unbegreifliches, eigenes Gefühl, dessen er nicht Herr werden kann. Als blieb ihm dieser Ausweg

immer noch; als sei aber statt dessen ein Warten in ihm, ein leises, unrastvolles, unablässiges Warten auf irgendwelche phantastische, mit kühler Überlegenheit überhaupt nicht zu fassende Möglichkeiten. Wirklich — Dummkopf, der er ist! So etwas gibt es ja gar nicht. Und selbst wenn — er könnte das, was da in ihm lebt und gegen jede bessere Einsicht ankämpft, trotz allen Grübelns und Denkens nicht erklären. Abgesehen davon — irgendwann bei passender Gelegenheit verlobt er sich doch mit ihr, und heiratet sicher bald. Und wenn sie sich erst irgendwo da in Ostelbien ein vernünftiges Rittergut gekauft haben, dann wird das schon eine ganz zufriedene Ehe. —

Übrigens wird sie ihm jetzt entführt. Draußen im Saal hat wieder das Orchester eingesetzt; mit einem Menuett. Und an der anderen Seite des Tisches steht hastig ein unverheirateter Staatsanwalt auf, der trotz seines Troubadour-Kostüms eigentlich riesig korrekt und reserviert aussieht, und behauptet, das gnädige Fräulein habe ihm diesen Tanz — ausgerechnet dies Menuett! — zugesagt. Und es muß wohl seine Richtigkeit haben; denn Jutta Herff erhebt sich mit einem kleinen, unterdrückten, nur für Hans Torunn hörbaren Seufzer und sieht ihn dabei mit so enttäuschten Augen an, daß er sofort um den nächsten Walzer, und als sich auch der seitens eines Herrn von Schreewen als besetzt erweist, überhaupt um den nächsten freien Tanz bittet. Da findet sie gleich wieder ihr heimliches, glückseliges Lächeln und legt ihre Hand willig in den Arm des fornesischen Kirchenleuchters, um sich fortführen zu lassen. Auch die anderen Damen der Tischrunde haben schon ihre Tänzer. So wird es einsam um Hans Torunn; und er findet Gelegenheit, gleichfalls zu verschwinden.

Nur für kurze Zeit natürlich; es ist selbstverständlich, daß er nachher zu Jutta Herff zurückkehrt. Vorläufig aber will er sich erst mal aufs Geradewohl vom Strome treiben lassen.

So kehrt er in den Saal zurück. Und verhält wenige Minuten später ruckhaft den Schritt; und fühlt, wie ihm ein ganz sonderbarer heißer Strom durch die Brust schießt.

Er steht gerade vor einer langen Reihe von Tischen, an denen von Damen der Gesellschaft allerlei belanglose Nichtigkeiten zu wohltätigen Zwecken feilgeboten werden. Eine richtige Tombola. Einer dieser Tische wird vor allen anderen umdrängt: — auf einer weißen Damastdecke liegen kostbare Handarbeiten. Nur wenige Stücke noch; das meiste ist schon verkauft; und mancher Hundert-, mancher Tausendmarkschein mag dafür bereits in die kleine Stahlkassette gewandert sein, die im Innern des Verkaufsraumes auf einem Tischchen steht.

Doch das alles beachtet Hans Torunn nicht. Er sieht nur die Verkäuferin. Und . . . ja — oft in all den Monaten danach versuchte seine vergrübelte Phantasie immer und immer wieder das Bild dieses jungen Mädchens nachzuschaffen; und nie wollt es ihm recht gelingen.

Die Äußerlichkeiten — ach, die trifft er schon:

Sie trägt ein Rokokokostüm im Berger-Geschmack, wie man solche Figuren oft aus altem Ludwigsburger Karl-Eugen-Porzellan sieht und sich ihrer entzückend koketten Grazie freut. Ein weißes Seidenkleid; der Rock mit erdbeerfarbenen großen Rosen, durch die sich eine Girlande gewaltiger blauer Blumen zieht. Der Brustteil ein weißer Atlaskeil mit echten Valenciennesspitzen; dazu weite Puffärmel aus gleichfalls weißer Seide.

Dr. Hans Torunn hat sich sein Lebtag nicht um Toilettenfragen gekümmert; er versteht nichts davon, es erscheint ihm auch eines Mannes zu täppisch und zu unwürdig. Weshalb er grad diesmal all die Einzelheiten im Gedächtnis behalten, weiß er selbst nicht. Es ist ja auch so gleichgültig!

Aber dies junge Mädchen selbst . . . — Gar nicht zu Bewußtsein kommt es ihm, daß er hier mitten im hin- und herbrodelnden Menschenstrome wie festgemauert steht, daß er angestoßen wird, daß unwillige Blicke ihn treffen. Er verharrt nur reglos und starrt wie gebannt zu dem Tisch hinüber.

Herrgott — was ist sie schön!

So etwas gibt es — und er hat es noch nie gesehen?!

So etwas lebt hier in Berlin — und man spricht nicht überall davon?!

So etwas schafft die Natur und — und . . . —

Er streicht sich nervös über die Stirn.

Hans Torunn, bewahr dir deinen kühlen Verstand! Du bist kein Primaner mehr! Du stehst vor dem Doktorexamen! Und es leben so viele schöne und begehrenswerte Frauen in Berlin!

Ja natürlich.

Er will ja über sich selbst lächeln. Er will, was ihn da gefangen hält, von sich abschütteln. Er bekommt es nicht fertig. Er ist wie wehrlos. Er ist wie verzaubert.

Er tut mechanisch Schritt um Schritt. Er bricht sich rücksichtslos einen Weg durch die Menschenmauer, die den Tisch umlagert . . . und tritt heran . . . und zieht seine Brieftasche . . . und legt ein paar blaue Scheine hin . . . und will sprechen . . . und fühlt, daß er kein Wort herausbringen kann . . . und deutet stumm auf irgendeine Stickerei . . . — sieht zu, wie sie dies kaum handgroße Stückchen Leinwand vom Tisch nimmt und in Seidenpapier einschlägt und ihm überreicht.

Da hebt er den Blick und verfängt sich in zwei großen Augen von unbestimmter Farbe — Augen, in denen geheimnisvoll tiefe Rätsel dämmern. Die Wimpern lang und an den Enden ein klein wenig nach aufwärts gebogen; die Lippen mandelförmig geschnitten. Im fast blutleeren, vornehm schönen Gesicht die feinen Lippen tiefrot. Das schwere dunkle, weißgepuderte Haar zu hoher Rokokofrisur getürmt, von der gedrehte Locken auf die Schulter herabfallen. Ein Stirnband aus silbergrauen römischen Perlen.

Ist sie schon verheiratet? Ist sie es nicht?

Er sieht nur einen schlicht-vornehmen Siegelring an ihren Händen, die schmal und feingeädert und weiß und doch nicht weichlich sind.

Und dann schieben sich andere Menschen zwischen sie und ihn; und er wehrt sich auch gar nicht und läßt sich fortdrängen. Doch als er schon einige Schritte getan hat, hört er plötzlich ihre Stimme. Da wendet er noch einmal den Kopf; irgendjemand beugt sich über ihre Hand, die sie ihm entgegenstreckt; und sie lächelt und spricht. Ein Bekannter natürlich; irgendein gleichgültiger kleiner Leutnant oder sonstwer aus den Kreisen ihres Verkehrs.

Ihn aber schüttelt wild auflodernder Jähzorn; daß er umkehren und dem anderen da, dem mit der sorglosen, unbekümmerten Fröhlichkeit, die Faust ins Gesicht recken möchte.

Ach — es ist ja Unsinn! Was gilt er — Hans Torunn — diesem jungen Mädchen, das er nie zuvor gesehen hat, das er vielleicht nie im Leben mehr sehen wird?!

Sicher nicht!!

Aber trotzdem — er weiß: diese letzten Minuten bleiben; die gehören ihm; die sind wie das ganze große berauschende Glück, das ihn im Vorübergehen gestreift hat, das nie mehr zurückkehrt und dessen Erinnerung er doch halten wird — durch Jahre, durch all die kommenden, vielleicht leeren, vielleicht äußerlich ganz zufriedenen Jahre der Einsamkeit draußen in der deutschen Ostmark.

Unwillkürlich nickte er trotzig wie ein Junge: — ja, so ist es! Die Erinnerung bleibt ihm! Und vielleicht ist schon sie Glück und übersonnt ihm später manch öde verlorene Stunde! Und während er ziellos durch das Menschengewühl tritt und hin und wieder nach der Brusttasche greift, in der das Seidenpapier knistert, grübelt er ruhelos, wer solche, gerade solche Frauen gemalt hat. Gainsborough wars natürlich nicht; und François Boucher auch nicht. Bis es ihm einfällt: — Maurice Quentin de la Tour, dem das ganze Paris seinerzeit gesessen hat und von dem ja auch Pastellbilder im Louvre und in der Dresdner Galerie hängen. Bloß eine Farbe hat er doch nicht auf der Platte gefunden und würde sie wohl auch nie herausgekriegt haben; — diesen seltsamen weichen Schimmer, der über ihren wunderschönen großen Gazellenaugen liegt; und diese feinen kaum hingehauchten Schatten unter den Lidern!

Nie hätte der Maurice Quentin de la Tour das zustande gebracht; und würde er seine Seligkeit dahingegeben haben — er nicht und andere noch viel weniger!

Weil sie eben letzten Endes doch alle Stümper gewesen waren!! . . .

Eine halbe Stunde aber später rast fahles Entsetzen und die peitschende Todesangst durch diese eben noch der Festfreude und dem sorglosen Genusse geweihten Räume.

Hans Torunn hat in der ersten Sekunde gar nicht darauf acht gehabt. Er steht gerade mit Jost von Ryssow, dem Assessor Maltsch und noch einigen anderen Herren seiner Bekanntschaft, denen er zufällig begegnet ist, im plaudernden Gespräch dicht bei den Saaltüren; und einer von ihnen, der Fabrikdirektor Randow, hat eben eine kleine lustige Geschichte erzählt: und rings ist behaglich verhaltene Heiterkeit . . .

Da bricht plötzlich die Musik ab — mitten in einer Quadrille.

In der nächsten Sekunde schrillt aus Hunderten von Kehlen ein greller Angstschrei!!

Hans Torunn sieht verstört um sich.

Da fühlt er, wie ihm das Blut aus den Wangen weicht; wie ihm der Herzschlag stockt.

Feuer! . . . —

Vielleicht durch ein brennendes Streichholz, durch einen leichtsinnig fortgeworfenen glimmenden Zigarettenrest. Da drüben — wo sich die Verkaufsstände der Tombola befinden, wo sein Blick in der letzten halben Stunde immer und immer wieder hinübergeglitten ist, wo sich die Menschen am dichtesten drängten!!!

Wie kleine goldfunkelnde Eichkätzchen huschen die Flammen an den Vorhängen hoch. Schon stehen deren breiten Fronten in lohender Glut ... nach den Überhängen greift das Feuer ... frißt sich blitzschnell weiter ... gleitet an den künstlichen Efeuranken hinab, mit denen die Säulen bekleidet sind ... springt wie ein gieriges Raubtier unter die Menschenmassen ... ein Funkenregen sprüht herab ... lodernde Tuchfetzen der Übergardinen flattern quirlend zu Boden.

Oben an der Decke des Saales treiben dicke schwärzliche Rauchschwaden — benehmen den Atem — sinken tiefer und tiefer ... und dazwischen das Knistern des Holzgebälks — das Platzen verlöschender Glühbirnen ... und Stichflammen, die wie blutrote züngelnde Feuerschlangen von oben her quer durch den Saal schnellen.

„Feuer!" ... hat der kleine Assessor das Wort wirklich über die blutleeren Lippen gebracht?

Es geht unter, zerfetzt, versinkt, erstickt im röchelnden Aufheulen wahnsinniger Todesangst jählings heiser gewordener Kehlen.

Flammen ... und Rauch ... und schrille Schreie ... und verzweifelt in die Luft krampfende Hände ... unentwirrbar verfilzte Menschenknäule, die um ihr Leben kämpfen — zu den Flügeltüren des Ausganges drängen — übereinanderstürzen — sich ineinander verfangen ... Und draußen von der sonst so stillen Straße das herrische Klingeln der Feuerwehrglocken — das schütternde Heranrasen von Feuerlöschzügen — Kommandostimmen — Befehle — Pfeifensignale ... —

Wie durch die Faust eines Riesen auseinandergerissen der Kreis behaglich plaudernder Herren, bei dem Hans Torunn eben noch gestanden und mit halbem Ohr zugehört.

(Fortsetzung folgt.)

Der Besuch.

Skizze von Hermann Pistor-Elberfeld.

„Denk daran, daß ich auf dich warte, Liebste."

Doktor Heinz Binder stand an der Gartentür seines Hauses und winkte seiner Frau nach, die eilig die Straße hinabging. Dann schloß er langsam das Tor und trat in den Garten zurück.

Der schräge Schein der Nachmittagssonne warf lange Schatten und die Fenster der tiefer liegenden Stadt brannten in funkelndem Gold. Heinz Binder stieg die Stufen der Veranda empor und setzte sich an den Tisch, auf dem ein großer Busch Flieder, den seine Frau kurz vor ihrem Fortgang geschnitten hatte, duftete. Er lächelte beim Anblick dieses Straußes und sah die sorgsam pflegenden Hände der geliebten Frau sie ordnend in die Vase stellen. Und das wunschlose Glück seiner Ehe durchdrang sein Bewußtsein.

Mit dem Rauch seiner Zigarette stiegen seine Träume empor und er bemerkte nicht, daß die Gartentür sich öffnete und eine hochgewachsene Dame eintrat. Vorsichtig schritt sie über den Kies und näherte sich dem Hause.

„Guten Abend, Herr Doktor."

Der Klang der unerwarteten Stimme ließ ihn aufhorchen. Irgend etwas tönte beim Ruf seines Namens durch diese Stimme in ihm ... Dann stand die Besucherin vor ihm und reichte ihm lächelnd ihre Hand. Die beiden Augenpaare tauchten einen Augenblick lang ineinander.

„Lang, lang ist's her, lieber Doktor, da hießen wir noch Heinz und Brunhilde ..."

Mit verbindlichem Gesicht, das wohl Wissen verriet, aber nicht seine sonstige gesellschaftliche Sicherheit verbarg, horchte er auf.

Dann saßen sie voreinander.

„Ich weiß," sagte sie, „daß ich dir unbequem bin."

Er lächelte. „Das nehmen Sie an."

Sie sprang auf. Ihre hohe, elegante Gestalt stand dicht vor ihm, das kühne, feingeschnittene Gesicht straffte sich.

„Bin ich so unwürdig, oder glaubst du, durch dieses verschleiernde „Sie" sei alles ausgelöscht, was einmal zwischen uns gelebt hat?"

Er stand ruhig auf, legte die frischangezündete Zigarette hin und machte einen Gang durch das Zimmer. Als er zurückkam, schaute sie ihm mit einem überlegenen Lächeln entgegen.

„Ich habe dich einmal geliebt," sagte sie, „und du mich ..., aber ich wußte nicht, daß du so bald vergessen würdest ..."

Heinz Binder preßte die Lippen aufeinander und machte eine Bewegung. Seine Zurückhaltung, seine gleichmäßige Ruhe ließen sie für Augenblicke unsicher werden; dann aber stand sie wieder, wenn auch nur äußerlich lächelnd, vor ihm. Er schaute sie mit seinen kühlen, grauen Augen an und fühlte, daß er diesen Augenblick beherrschte.

„Sagen Sie ... sag mir, Brunhilde, was du hier willst?"

Sie lachte auf; auf diese Frage war sie vorbereitet. Mit einem raschen Blick schaute sie zur Türe, dann flammten ihre Augen den seinen wieder entgegen und mit den Bewegungen der Weltdame ging sie auf ihn zu. Dicht stand ihr Mund vor seinem Ohr:

„Dummer — dummer Junge ..."

Heinz Binder riß die Augen auf und starrte geradeaus. Lange. Seine Frau kannte sein ganzes Leben — von dieser Frau aber wußte sie nichts ...

Langsam senkte sich sein Blick unter den blinzelnden Lidern und seine Gedanken wanderten ... Damals — nein, vor einigen Jahren war es ... Und durch seine Erinnerungen rauschten selige Tage ...

Als wittere sie die Schwäche des Augenblicks, ging Brunhilde wartend im Zimmer umher. Kein Blick traf sie, aber das leichte Auftreten ihrer Schuhe, das ihm nur zu bekannte Rascheln ihrer Kleider sagte ihm, wo sie ging.

„Dummer, dummer Junge ..." In seinem Innern tönte es wieder und wieder.

Weiche Dämmerung breitete sich durch den Raum, bis alles nur schemenhaft zu erkennen war. Da ging er mit einem inneren Entschluß zum Schalter, um das Licht aufflammen zu lassen. Seine Hand berührte schon den Knopf, aber die Frau, die unaufhörlich durch den Raum gegangen war, tastete durch das Dunkel nach seinem Arm. Wie zwei Lichtpunkte trafen ihn ihre Augen.

„Warum ...?"

Sie standen dicht voreinander und die Wärme ihrer Körper floß ineinander. Eine wispernde Stimme aus versunkenen Tagen klang in seinen Ohren ... Worte vom eigenen tiefen Erleben ... von den Dämmerstunden der Studentenzeit ... und den berauschenden Wochen der Liebe, an deren purpurnen Abgründen sie gestanden ...

Heinz Binder lehnte an der Wand, seine Arme hingen schlaff herab. Und langsam, ganz langsam versank die Gegenwart. Wand um Wand fiel .. das Haus verschwand .. der Garten ... die Straße ... und alle Menschen dieser Tage ... — Nur ein Bild stand, es wurde lebendig, greifbar. Seine Arme hoben sich, umfaßten einen Herzschlag lang die Frau, die sein Leben einmal ausgefüllt hatte.

„Du ... du ..."

Plötzlich aber zuckte er jäh zurück, und mit dieser Bewegung war er wieder in der Wirklichkeit.

„Brunhilde", sagte er nach einer Pause leise, „ich habe einen Freibrief in meiner Brust — —."

„Sprich." Leise kam es zurück.

„Von damals noch. Wir bauten Zukunftsbilder — — du warst meine Frau und ich dein Mann — —."

„Ja — —, ich weiß."

„Und wir sprachen von Kindern und von Kinderaugen, Brunhilde — —."

Sie fuhr zusammen; dann sprach er weiter.

„Weißt du, was es heißt, in wenigen Wochen Vater sein und der Reinheit und dem Vertrauen gegenüber stehen ...?"

Er fühlte, wie ein Zittern die Frau durchlief.

„Brunhilde", begann er wieder, „irgend etwas bindet uns — — irgend etwas ruft unsere Namen durch alle kommenden Tage, wenn ..."

Ihre Finger legten sich um seine Hand, so fest, daß sie ihn schmerzten. Und dann klang ihre Stimme — wie ein Suchen — wie ein Tasten — —.

„Sag' nichts, Brunhilde — keine Worte jetzt — sie zerreißen nur."

Aber sie sprach doch; sprach von ihrer Sehnsucht zu ihm, und von ihrem Leben, das sie hinab geworfen hatte bis auf den Grund ...

„Nun bin ich verirrt und versinke."

„Nein, nein, Brunhilde; was versinkt, das ist die Zeit, die zwischen damals und heute liegt. Komm, wir wollen zu den Kindern zurückkehren, die wir damals so liebten."

„Die Kinder ...", wiederholte sie leise, „die Kinder ..."

Und der Ton des wahren Weibes, das das Kind sucht und den Mann ruft, durchzitterte ihr Wesen.

Er fühlte es und leise, so wie damals in ihren Dämmerstunden, glitt seine Hand über ihr Haar ...

Lange saß sie zusammengesunken vor ihm und fand eine tiefe Erlösung in Tränen, die alles abwuschen, was sich begehrend auf ihr Herz gelegt hatte.

Dann hob sie den Kopf, bat ihn um Licht, und als sie ihn nun voll anschaute, lag ein seltsames Leuchten in ihren Augen.

„Heinz", sagte sie leise, „ich habe nie an Wunder geglaubt — nun habe ich selbst eins erlebt — —."

Ein traumhaftes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Kinderaugen —" sagte sie und wiederholte es: „Kinderaugen — —."

In reifer Schönheit stand sie vor ihm; ihre Augen waren sicher und klar. Sie reichte ihm die Hand — wieder legten sich ihre schlanken Finger um die seinen und er fühlte, das war ihr Dank.

Brunhilde horchte auf. Draußen knirschte der Gartenkies. Mit einer sicheren Bewegung trat sie durch die nahe Tür und ließ sich von ihm weiterführen. Sie sprachen kein Wort mehr, aber als sie Abschied nahmen, hörten beide großes Läuten in ihren Herzen . . .

Er blieb, bis ihre Gestalt verschwunden war; dann ging er zurück.

„Du hast lange warten müssen, Liebster."

Er nickte versonnen und schloß die mütterliche Gestalt in seine Arme.

„Komm", sagte er nach einer Weile, „ich will dir von einem Wunder erzählen."

Der Tod in der Handfläche.

Selbstmord in Auto-Suggestion?

(Nachdruck verboten.)

Vor einigen Wochen besuchte der Pfarrer P. aus einem kleinen Städtchen Thüringens eine bekannte Familie in Halle. Die Dame des Hauses beschäftigte sich aus Interesse und Vergnügen an der Sache mit Chiromantie. Vielleicht glaubte sie auch daran. Kurzum, sie machte dem geistlichen Herrn den Vorschlag, ihr seine Handflächen zur Verfügung zu stellen, was der Pfarrer, der gern für einen Scherz zu haben war, mit Vergnügen tat.

Die Dame des Hauses untersuchte die linke Hand genau und da sie sich unschlüssig war, nahm sie auch noch ihr Lehrbuch zu Hilfe. Kein Zweifel, die Lebenslinie brach kurz vor dem Ballen ab. Also gewaltsames Ende! Doch das nicht allein bemerkte sie, nein, die Lebenslinie machte eine Schwenkung nach rechts und führte ein Stück in Richtung des Daumens weiter. Das bedeutete Selbstmord. Aus anderen Anzeichen ersah die Dame noch, daß der Tod in den besten Mannesjahren eintreten werde, und der Pfarrer war fünfundvierzig Jahre!

Natürlich weigerte sie sich, ihm Auskunft zu geben, war aber von der Entdeckung zu sehr erschüttert, als daß sie eine Ausrede, irgendeine harmlose Deutung hätte erfinden können; der Geistliche, der sich köstlich amüsierte, bat jedoch so lange, bis ihm die Dame die volle Wahrheit gestand. Nun wollte seine Heiterkeit kein Ende mehr nehmen. Er, jung, gesund, lebenslustig, glücklich verheiratet, in guter Stellung, dazu noch wohlhabend und gar als Pfarrer — er sollte sich in Bälde das Leben nehmen? Das war wirklich zu sonderbar, um nicht lachen zu müssen. Und noch lange an diesem Abend mußte die Dame des Hauses sich necken lassen ob ihres Glaubens an die Handdeuterei.

Drei Wochen später erhielt sie einen Brief: „Verehrte Freundin! Neid und Mißgunst verfolgen mich, nehmen Sie meine letzten Grüße — — —" Am selben Abend fand man ihn auf der Peißnitz, einer Insel in der Saale, mit durchschossener Schläfe. Und bis heute kennt niemand, nicht einmal die eigene Frau, den Grund, der ihn zu dieser schrecklichen Tat getrieben hat. Mag sein, daß er, beeinflußt durch die Entdeckung in seiner Hand, obwohl er nicht daran glaubte, doch in einem Anfall von Autosuggestion den Selbstmord begehen mußte. Wer weiß? Die Dame jedenfalls hat die Handleserei aufgegeben. U. E.

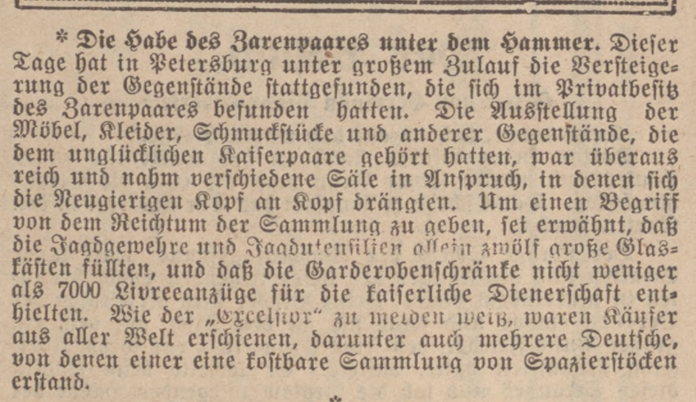
Berliner Verkehrsallerlei.

Von unserem Berliner -tt-Mitarbeiter.

(Nachdruck verboten.)

Seit einigen Tagen fahren die Kraftdroschken hier rückwärts. Allerdings nur mit dem Tarif, denn sie werden täglich billiger. Hier hat man das schönste Beispiel, was für Wunder eine scharfe Konkurrenz hervorzubringen vermag. Die großen Berliner Autodroschken hatten im Laufe der Zeit sich einen Tarif herausgearbeitet, den man schlechterdings einfach nicht mehr bezahlen konnte. Da plötzlich erschienen die roten Kleinautos mit ihren um 25 Prozent billigeren Fahrpreis. Ihre Zahl ist nicht groß, aber gerade deshalb waren sie täglich von früh bis abends besetzt, während die großen Wagen noch schlechtere Geschäfte machten als bisher. Und siehe da, nach wenig Wochen hatten auch sie ihren Tarif ermäßigt und dem der Kleinwagen gleichgestellt. Was zur Folge hatte, daß die Kleinen nochmals um 15 Prozent heruntergingen. Denn ein Unterschied muß sein. Und nun gibt das Polizeipräsidium bekannt, daß in der kommenden Woche die neuangeschafften 500 elektrischen Kleinwagen konzessionsberechtigt werden, und daß diese nochmals um einige Prozente billiger sein werden als die anderen ihrer Gattung. Gleichzeitig sind die Motorräder mit Beiwagen auf dem Plan erschienen, die außer dem Chauffeur drei Personen befördern, eine auf dem Soziussitz und zwei in dem vergrößerten Beiwagen. Nur Gepäck können sie nicht mitnehmen, wenn sie voll besetzt sind. Dieses letztere Beförderungsmittel hat den Vorzug, daß der Kilometer mit nur 30 Pfennigen berechnet wird. Der Unterschied stellt sich nun folgendermaßen: Während eine Fahrt von der Heerstraße bis Stettiner Bahnhof (10 Kilometer) vor vier Wochen noch 10 Mark kostete, bezahlt man jetzt in einer großen Autodroschke 6.00, bei einer kleinen 5,10, einem elektrischen Kleinwagen 4.50 und auf einem Motorrad mit Beiwagen 3.00 M. Wenn das Verkehrsamt nun noch dafür sorgt, daß von den kleinen und billigen Verkehrsmitteln möglichst viele in „Umlauf" gesetzt werden, dann wird es bald ein Vergnügen sein, in Berlin Auto zu fahren.

Was man von seiten der sich bedroht fühlenden Besitzer großer Wagen alles vorbringt, um die lästige Konkurrenz nicht aufkommen zu lassen, spottet wirklich jeder Beschreibung. In einer Eingabe an die Polizei fordern sie, die Motorräder mit Beiwagen nicht zuzulassen, denn diese seien eine „sittliche Gefahr"! Warum! Weil die Damen beim Einsteigen zu viel von ihren Reizen zeigten. Bisher war völlig unbekannt, daß gerade die Berliner Droschkenchauffeure unter die Moralprediger gegangen sein sollten, abgesehen davon aber besitzen die Autobusse und Straßenbahnen zum Teil recht hoch gelegene Trittbretter, so daß auch hier die weiblichen Fahrgäste ihre Beine zeigen müssen. Bisher hat sich allerdings noch niemand daran gestoßen.



Bunte Chronik

* **Die Habe des Zarenpaares unter dem Hammer.** Dieser Tage hat in Petersburg unter großem Zulauf die Versteigerung der Gegenstände stattgefunden, die sich im Privatbesitz des Zarenpaares befunden hatten. Die Ausstellung der Möbel, Kleider, Schmuckstücke und anderer Gegenstände, die dem unglücklichen Kaiserpaare gehört hatten, war überaus reich und nahm verschiedene Säle in Anspruch, in denen sich die Neugierigen Kopf an Kopf drängten. Um einen Begriff von dem Reichtum der Sammlung zu geben, sei erwähnt, daß die Jagdgewehre und Jagdutensilien allein zwölf große Glaskästen füllten, und daß die Garderobenschränke nicht weniger als 7000 Livreeanzüge für die kaiserliche Dienerschaft enthielten. Wie der „Excelsior" zu melden weiß, waren Käufer aus aller Welt erschienen, darunter auch mehrere Deutsche, von denen einer eine kostbare Sammlung von Spazierstöcken erstand.

*

* **Wann ist eine Zeitung druckfehlerfrei?** Dieses immer aktuelle Thema und erstrebenswerte Ziel wird neuerdings in der Tagespresse erörtert und dabei werden folgende Bedingungen erneut aufgestellt: Eine Zeitung ist nur druckfehlerfrei, wenn 1. der Verfasser oder Einsender das Richtige geschrieben, 2. das Richtige auch deutlich geschrieben, 3. der Setzer in alle Fächer des Setzkastens lauter richtige Buchstaben abgelegt hatte, 4. die richtigen Buchstaben greift, 5. sie richtig einsetzt (Punkt 3 bis 5 gelten für Handsatz, an ihre Stelle tritt bei der Setzmaschine das richtige Tippen der Buchstaben und das richtige Fallen), 6. der Korrektor die Korrektur richtig verbessert, 7. die Überprüfung richtig gelesen wird, 8. wenn in der Überprüfung etwa noch vorgefundene Fehler richtig verbessert werden, 9. wenn den Betreffenden Zeit hierzu gelassen wird, 10. wenn noch ein Dutzend andere Umstände sich ebenso glücklich abwickeln. Und da nun z. B. eine achtseitige Zeitung etwa 200 000 Buchstaben enthält, so müssen sich jene günstigen Umstände etwa 200 000 mal wiederholen, wenn die Zeitung fehlerfrei sein soll. Man wird zugeben, daß dies bei der Hast der an die Minute gebundenen Zeitungsarbeit nicht ganz leicht ist. Es würde gewiß weniger kritisiert werden, wenn alle Zeitungsleser einen Begriff von der Arbeit hätten, die zur Fertigstellung eines Blattes erforderlich ist. (Schweiz. Graph. Mitteilungen.)

*

* **Das längste Telephonkabel der Welt.** Das Telephonkabel zwischen Neuyork und Chicago wurde in diesen Tagen in Betrieb genommen und kann als längstes Telephonkabel der Welt angesprochen werden, denn es mißt 1400 Kilometer. Es können darauf zu gleicher Zeit 250 Telephongespräche geführt und 500 Telegramme durchgegeben werden.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.